

Was uns nicht umbringt, macht uns härter? Resilienzförderung bei armen Kindern aus Sicht des Capability-Ansatzes

REBECCA GUTWALD (MÜNCHEN)

Zusammenfassung: In ihrer mittlerweile berühmt gewordenen Längsschnittstudie aus den Siebzigerjahren auf der Hawaii-Insel Kauai fand die Psychologin Emmy Werner heraus, dass sich einige Kinder aus armen und benachteiligten Familien trotz der Umstände gut entwickeln. Kinder, die es schaffen, trotz dieser großen Risiken eine gesunde Entwicklung zu nehmen, wurden von Werner als „resilient“ bezeichnet. Werner hat damit einen ganzen Forschungszweig in der Psychologie begründet, der mittlerweile Eingang in die Handlungskonzepte von Sozialpädagogik und -politik gefunden hat. Etwa in der Kinderarmutsbekämpfung erhofft man sich, durch die Resilienzforschung Faktoren zu identifizieren, die Kinder in die Lage versetzen, die Risiken und negativen Folgen der Armut ihrer Familie besser zu bewältigen. Die normative Einschätzung von Resilienz wird dabei wenig explizit gemacht, jedoch scheint der generelle Tenor klar: Der psychologischen und sozialpädagogischen Resilienzdiskussion unterliegen teilweise recht eindeutige Urteile, die das Phänomen als positiv für den Betroffenen und die Gesellschaft ansehen.

Mein Beitrag befürwortet diesen Befund in weiten Teilen, plädiert aber dafür, dass die normativen Aspekte der Resilienzdebatte durch eine philosophische Reflexion explizit gemacht werden. So kann besser eingeschätzt werden, welche Implikationen diese normativen Annahmen für die Praxis der Resilienzförderung haben. Meine These ist, dass die teilweise starken normativen Aspekte von Resilienz nur durch Verschränkung der Resilienzdebatte mit einer normativen Theorie

des kindlichen Wohlergehens und der sozialen Gerechtigkeit explizit gemacht werden können. Die aus meiner Sicht beste normative Theorie für dieses Unternehmen bietet der von Amartya Sen entwickelte Capability-Ansatz, der in seinen Grundzügen verblüffende Parallelen zum Resilienzdiskurs aufweist. In meinem Beitrag sollen die beiden Debatten angenähert werden, wodurch letztlich mehrere Ebenen der komplexen Frage, wie Kinderarmut wirksam zu bekämpfen ist, miteinander verbunden werden können.

Schlagwörter: Resilienz, Capability-Ansatz, Kinderarmut, Amartya Sen, Gerechtigkeit

Katniss Everdeen, die Heldin aus den Jugendbüchern „Die Tribute von Panem“ (Collins 2012), scheint der Inbegriff einer resilienten Jugendlichen zu sein. Aufgewachsen in Armut und einem repressiven Regime, lernt sie nach dem Tod des Vaters, die Familie durch illegale Jagd zu ernähren. Die dabei erworbenen Fähigkeiten helfen ihr letztlich dabei, die perfiden „Hungerspiele“ siegreich zu überstehen. Katniss ist also widerstandsfähig – wie es in einer klassischen Definition von Resilienz heißt (Werner 2007). Auf der anderen Seite bezahlt Katniss Everdeen einen hohen Preis: Sie wird abweisend und unfähig, tiefere Beziehungen einzugehen, das Rebellenregime benutzt sie als Aushängeschild und letztlich wird sie verbannt.

Obwohl fiktiv, illustriert dieses Beispiel treffend, was wir unter einem widerstandsfähigen Menschen verstehen, der auch unter größten Belastungen nicht untergeht. Aufgrund dieser Charakterisierung ergeben sich aber zwei Probleme für eine begriffliche und normative Einschätzung des Resilienzbegriffs, wie ich sie hier vornehmen möchte.

So fragt sich zum einen aus einer konzeptuellen Sicht, ob man mit der Definition von Resilienz als „Robustheit“ des Individuums den Kern des Begriffs trifft. Man findet in der Literatur

ebenso Erklärungen des Phänomens als „Elastizität“, „Anpassungsfähigkeit“ oder „Nachgiebigkeit“, also mit fast gegensätzlich ausgerichteter Botschaft (Levold 2012). Offen bleibt dabei, auf welche Entität der Resilienzbegriff angewendet werden soll: Handelt es sich um eine Eigenschaft oder eine Fähigkeit des Individuums oder müssen wir Resilienz in einem größeren Zusammenhang denken, etwa als gesellschaftlich bedingt?

Zum anderen eröffnet sich, selbst wenn wir Resilienz definieren könnten, die grundlegende normative Frage, ob Resilienz tatsächlich durchweg positiv zu bewerten ist. In der psychologischen Forschung, die den Begriff prominent besetzt, wird Resilienz oft per definitionem als gut angesehen, etwa wenn von einer „gesunden Entwicklung“ die Rede ist (Wustmann 2004, S. 19).¹ So wird etwa in der sozialpädagogischen Arbeit mit armen Kindern der Resilienzansatz derzeit als ein „verheißungsvoller“ Weg angesehen (Zander 2013). Wenn nämlich Resilienz Kinder in die Lage versetzt, die Risiken und negativen Folgen von Armut erfolgreich zu bewältigen, scheint auf den ersten Blick wenig dagegen zu sprechen, diese Fähigkeiten gezielt zu fördern. Es sind jedoch im Prinzip Beispiele von widerständigen Menschen oder Systemen denkbar, deren Widerstandsfähigkeit und Funktionieren nicht wünschenswert sind, etwa weil diese Fähigkeiten auf Kosten ihrer sozialen Umwelt erkaufte werden. Jugendliche Intensivtäter können beispielsweise als äußerst widerständig bezeichnet werden. Ähnliches kann man von Psychopathen oder Diktatoren sagen, ja von ganzen Regierungssystemen, wie beispielsweise dem Regime von Assad in Syrien oder dem Staat Nordkorea.

Selbstverständlich wird die Förderung dieser Art von Resilienz im sozialpädagogischen Kontext nicht angestrebt. Ganz

1 Das soll nicht heißen, dass es der Resilienzbegriff in der Psychologie unumstritten ist – ganz im Gegenteil (Zander 2008).

im Gegenteil, das Ziel ist die Förderung eines sozialverträglichen und erfolgreichen Lebens, worüber Praktiker bereits ein reiches Erfahrungswissen verfügen. Ich sehe es aber auch nicht als Aufgabe der praktischen Philosophie, hier völlig neue Konzepte vorzuschlagen. Vielmehr sollen die teilweise stark implizit vorhandenen Wertvollstellungen zu Tage gefördert und auf ihre Plausibilität geprüft werden, wozu in der Praxis häufig die Zeit fehlt. In meinem Beitrag werde ich mich mit der kritischen Auseinandersetzung der beiden eben genannten Fragen in Bezug auf die Resilienzförderung bei armen Kindern widmen. Ziel meines Beitrags ist es, den normativen Aspekten des Resilienzdiskurses zu mehr Beachtung in Theorie und Praxis zu verhelfen – denn letztlich geht es darum, herauszufinden, wie armen Kindern in ihrer prekären Situation am besten zu helfen ist. Der Capability-Ansatz (CA) von Amartya Sen scheint mir für dieses Unternehmen eine geeignete Grundlage, liefert er doch eine plausible Basis zur Beurteilung von Wohlergehen und sozialer Gerechtigkeit. Diese Basis ist nötig, um klar und offen diskutieren zu können, was kindlichem, und letztlich menschlichem, Wohlergehen zuträglich ist. Wenn diese normativen Vorstellungen nicht offengelegt werden, fehlt es an Genauigkeit und intersubjektiver Überprüfbarkeit. Die Gefahr besteht, dass wichtige Aspekte des Wohlergehens und dessen strukturell gesellschaftlicher Kontext übersehen werden. So bleibt es unter Umständen dem intuitiven Verständnis der einzelnen Akteure oder Institutionen überlassen, mit welchem Ziel bzw. aus welchem Grund das Konzept der Resilienz gewinnbringend eingesetzt werden soll. Um diese Unsicherheiten zu vermeiden, ist es aus meiner Sicht sinnvoll, den Resilienzdiskurs im Rahmen der Kinderarmutsbekämpfung in der sozialetischen Theorie des CA zu verankern, um die normativen Aspekte zu identifizieren und zumindest teilweise inhaltlich auszufüllen. Für beide

Diskurse – Resilienzdebatte und CA – sind zudem theoretische Synergieeffekte zu erwarten, die im letzten Teil dieses Beitrags identifiziert werden.

Mein Beitrag gliedert sich in drei Teile: Um die normative Ausgangsbasis zu erläutern, werden zunächst die Grundideen des CA dargelegt und auf die Stellung von Kindheit bzw. Kindeswohl in diesem Ansatz eingegangen. Im zweiten Teil wird der Resilienzbegriff im Kontext von Kinderarmutsprävention charakterisiert. Der dritte Teil widmet sich den Verbindungslinien zwischen der Resilienzdiskussion und dem CA. Aufgezeigt wird, dass der CA die Zielvorgabe von Resilienzförderung sowie der evaluativen Bemessung von Kinderarmut explizit machen kann, indem er die menschliche Handlungsfähigkeit als normativ grundlegend auszeichnet. Damit ist der Gedanke verbunden, dass die Bereitstellung von *capabilities* zugleich die Basis von Resilienzförderung in der Praxis ist. Den Abschluss bildet ein Fazit mit Impulsen, die, so meine Hoffnung, einer weiteren Diskussion der Normativität von Resilienz dienlich sind.

Der Capability-Ansatz und Kindheit

Der CA entstand in der Wohlfahrtsökonomie und im Rahmen der Entwicklungshilfe als alternatives Messinstrument für menschliches Wohlergehen. Im Mittelpunkt steht dabei der Gedanke, dass ein Mensch real in der Lage sein soll, den Lebensweg auszuwählen, der ihm selbst wertvoll erscheint. Daher sollen sich sowohl die Bewertung von Wohlergehen als auch die Ansprüche sozialer Gerechtigkeit daran ausrichten, was ein Mensch in seiner individuellen Lage tun und sein kann.

Die Grundideen des CA

Die Arbeiten Amartya Sens und Martha Nussbaums (2001, 2007) zum CA werden oft im gleichem Atemzug genannt. Jedoch bestehen zwischen ihren Ansätzen durchaus Unterschiede, die zuweilen zu verschiedenen inhaltlichen Ausgestaltungen führen (Robeyns 2005). Nussbaum etwa legt eine detaillierte Liste vor, was wertvolle menschliche *capabilities* sind, während Sen bewusst auf eine solche Festlegung verzichtet. Der Grund dafür ist, dass es ihm wichtig ist, die Betroffenen – z.B. arme Menschen – in die inhaltliche Bestimmung der *capabilities*, die sie für zentral halten, einzubeziehen. Der Respekt für die positive Freiheit eines Individuums ist einer der Hauptgründe, warum sich mein Beitrag auf die Perspektive von Sen konzentriert, da ich glaube, dass dieser Ansatz die grundlegende Zielsetzung des CA, nämlich die substantielle Freiheit von Individuen zu erfassen und zu schützen, plausibler wahren kann. Ich werde unten noch näher erläutern, warum ich dies gerade in der Arbeit mit Kindern für überzeugender halte.

Sen wirft die grundsätzliche Frage auf, welche Aspekte des Lebens zu einer Bewertung des Wohlergehens eines Menschen betrachtet werden sollten. Man konstruiert dafür einen *evaluativen Raum* („evaluative space“, Sen 1994 S. 32, ebenso Sen 1985, 1992, 1993 und 2001 S. 99), der das sog. *capability set* umfasst. Die Elemente dieses *set* sind die sog. *functionings*²: alles, was ein Mensch tatsächlich tut oder ist, d.h. Tätigkeiten, Zustände und Fähigkeiten, die er in seinem Leben wertschätzen kann („things a person may value doing or being“, Sen 1999b S. 75). Dazu können so verschiedene Dinge gehören wie z.B.

2 Es gibt keine gute Übersetzung für die Begriffe *functionings* und *capabilities*, die die Bedeutung der Termini im Deutschen vollständig wiedergibt. Daher werde ich die Begriffe unübersetzt lassen.

Gitarre zu spielen, einen Brunnen bauen zu können oder satt zu sein. Das *capability set* bzw. die *capabilities* sind damit alle Möglichkeiten, etwas zu tun und zu sein, die einem Menschen zugänglich sind. Aus dieser Menge kann er sich diejenigen auswählen, die er verwirklichen möchte. Ist diese Wahl getroffen, spricht man von den *achieved functionings*, also von allem, was ein Mensch zu dem Zeitpunkt, in dem man sein Leben betrachtet, gerade tut oder ist.

Welche und wie viele solcher Kombinationsmöglichkeiten ein Individuum hat, hängt von den Faktoren ab, die ihn dabei unterstützen bzw. behindern, *functionings* real zu erreichen, – den sog. *conversion factors* (Sen 1999a). Besitzt jemand z.B. ein Fahrrad, kann aber nicht Fahrrad fahren oder es ist ihm verboten, dann nützt ihm diese Ressource wenig, denn er kann sie nicht in *functionings* konvertieren. Zu den *conversion factors* gehören individuelle Eigenschaften (körperliche Fitness, Talente, erworbene Fähigkeiten), soziale Faktoren (Normen, Institutionen) oder Umweltbedingungen (Klima, Geographie).

Warum erfasst diese Differenzierung zwischen erreichten Zuständen, Möglichkeiten und Umwandlungsfaktoren, wie Sen es behauptet, das Wohlergehen und die *echte* Freiheit von Personen besser als verwandte Ansätze? Sen argumentiert gegen klassische Ansätze in der Ökonomie, die sich z.B. nur auf die Bemessung des Lebensstandards anhand des aktuell Erreichten stützen. Ein Supermodel und ein Hungernder haben beispielsweise in Bezug auf die Nahrungsaufnahme denselben erreichten Zustand. Das Model hat jedoch die Möglichkeit, wieder Nahrung zu sich zu nehmen, sollte sie es wollen, wogegen dem Hungernden diese verwehrt ist. Damit identifiziert der CA einen wichtigen Aspekt der positiven Freiheit, nämlich, dass man neben einem bestimmten Güterbündel oder bestimmten Errungenschaften auch über Freiheitsspielräume

und alternative Wahlmöglichkeiten verfügen muss. Um frei zu sein, muss also mehr erfüllt sein, als nur die Garantie von negativen Freiheitsrechten. Daher werden *capabilities* häufig mit „Verwirklichungschancen“ oder „Spielräumen“ übersetzt.

Für die Diskussion von Resilienz ist das Verständnis des CA von Freiheit als positiv besonders relevant, vor allem, weil sich daran die Ansprüche sozialer Gerechtigkeit orientieren, die die Vertreter des CA formulieren (Sen 2010). So ist die Sicherung von Freiheit verstanden als *capabilities* nicht allein hergestellt, wenn man negative Freiheitsrechte garantiert, noch wird allein materieller Ausgleich als soziale Maßnahme bei Benachteiligten reichen. So benötigt es meist auch Änderungen in Haltungen, Milieu und Institutionen.

Diese Skizze muss an dieser Stelle ausreichen, um die allgemeine Perspektive des CA auf Wohlergehen und Freiheit zu erklären. Allerdings bedarf es für praktische Fragen einiger weiterer Spezifizierungen des CA, da es sich dabei, wie oben betont, um eine *inhaltlich noch unterbestimmte Perspektive* handelt (Sen 1999b). Die Ausgestaltung von *capabilities* wird dem Einzelnen überlassen. Dennoch kommt man gerade beim Einsatz des CA in der Behandlung konkreter Problemlagen (beispielsweise in der Entwicklungshilfe) kaum darum herum, grundlegende *Capability*-Dimensionen zu spezifizieren. Zentral ist aber, dass eine solche Festlegung nicht willkürlich und intransparent erfolgen soll, sondern ein demokratisch partizipatives Verfahren hierbei anzuwenden ist (Robeyns 2005), etwa durch einen Austausch unter der Einbeziehung von Vertretern der betroffenen Personengruppen, der Praktiker und der finanzierenden Institutionen.³

3 Ein gelungenes Beispiel aus dem Bereich der public health für ein solch gelungenes Verfahren ist z.B. die Neuformulierung der *International Classification of Functioning, Disability and Health*. Da eine

In seiner Betonung von Partizipation und Selbstbestimmung scheint der CA gut geeignet zu sein als Orientierung für die soziale Arbeit mit Erwachsenen, die über die nötigen Fähigkeiten und Voraussetzungen zur freien Lebensbestimmung verfügen (Ziegler 2011). Kann der CA aber auch in der sozialpädagogischen Arbeit mit Kindern als normative Grundlage hilfreich sein?

Capabilities und Kindheit

Die Hauptvertreter des CA, Sen und Nussbaum, haben sich bisher wenig zu der Thematik von *capabilities* in der Kindheit geäußert bzw. nur in einem stark vereinfachten Maß. Kindheit scheint vornehmlich beachtenswert, weil sie eine Phase darstellt, in der die Grundsteine für die Ausübung zukünftiger Selbstbestimmung im Erwachsenenalter gelegt werden (Graf et al. 2013). Kinder – egal welchen Alters – werden als weitgehend unfähig angesehen, kompetent Entscheidungen zu treffen, während Erwachsene diese Fähigkeiten umfänglich zu besitzen scheinen. Bestenfalls hat Kindheit damit einen instrumentellen Wert.

Dieses Bild ist jedoch zu simpel, wie die jüngste Literatur eindrücklich zeigt (u.a. Biggeri 2011; Leßmann et. al. 2011). Drei Argumente hierzu möchte ich besonders hervorheben, da sie zeigen, dass es bereits in den Grundideen des CA selbst angelegt ist, Kindheit einen höheren ethischen Status zuzuweisen. Zum einen steht die eben skizzierte Betrachtung von Kindheit in starkem Kontrast zu der Forderung des CA, dass für eine Evaluierung des Wohlergehens einer Person deren tatsächliche, aktu-

ganze Reihe von Betroffenen mit den früheren Messinstrumenten unzufrieden waren, wurden Behindertenverbände und Betroffene direkt durch Befragung und Aufnahme in die Gremien in die Entwicklung der neuen Klassifikation mit aufgenommen.

elle Situation relevant ist. Es spricht aus meiner Sicht nichts dagegen, diesen Gedanken auch auf die Entwicklungsphasen von Personen auszuweiten. Es muss betrachtet werden, was diese Person – denn Kinder sind bereits solche – aktuell ist und sein kann. Zweitens versteht sich der CA als universaler Ansatz, der auch für Personen gilt, die (aktuell) nicht die Fähigkeiten besitzen, selbstständig Entscheidungen zu treffen, wie etwa geistig Behinderte oder Menschen mit stark adaptierten Präferenzen (Sen 1999b, Nussbaum 2001). In der Regel wird in diesen Fällen gefordert, dass ihre *capabilities* möglichst fürsorglich befördert werden sollen, wenn möglich auch durch ihre Partizipation. Kinder sind ebenso eine vulnerable Gruppe, die diese Sorge und Respekt verdienen. Drittens sollte dem Faktor *Zeit* generell im CA mehr Rechnung getragen werden (Leßmann 2011). So durchlaufen die Menschen auch als Erwachsene unterschiedliche Phasen; das hohe Alter unterscheidet sich beispielsweise in Merkmalen und Konversionsfaktoren durchaus stark von vorherigen Abschnitten. Dabei muss auch beachtet werden, dass Kindheit selbst kein homogener Lebensabschnitt ist, sondern durch mehrere, verschiedene Entwicklungsphasen charakterisiert wird. Es scheint seltsam, dass ein Ansatz, der so auf den Respekt von tatsächlicher Diversität pocht wie der CA, diese Unterschiede in Zeit und Kontext für Kinder nicht aufnehmen will.

Aber selbst wenn man der Kindheit nur instrumentellen Wert zuweisen mag, sollte man in der Anwendung des CA in der Praxis mehr Fokus auf diese Phase legen. In der Kindheit werden die Weichen für die meisten *capabilities* im Erwachsenenalter gestellt, beispielsweise solche, die von grundlegender Bildung, Bindungserfahrungen und emotionaler Erziehung abhängen. Insofern ist es praktisch sinnvoll, sich mit der Ausbildung von *capabilities* während der Kindheitsphase zu beschäftigen. Wie ich unten zeigen werde, kann man die Situation von armen Kin-

dern und mögliche Hilfsansprüche plausibel beurteilen, wenn man die Capability-Perspektive anwendet. Bevor ich mich diesem Thema widme, sind noch einige Bemerkungen zum Resilienz-begriff nötig, um seine Rolle als leitendes Konzept in der sozialpädagogischen Armutsbekämpfung verstehen zu können.

Resilienz und Kinderarmut

Die soziale Arbeit und Sozialpolitik sind auf der Suche nach Handlungskonzepten, um die Situation von Kindern in Armut zu verbessern. Große Hoffnung wird dabei auf die *Resilienzfor-schung* gelegt als Grundlage für die Konzipierung dieser Maßnahmen, weil sie Faktoren benennt, die es Kindern ermöglichen sollen, Belastungssituationen eigenständig zu überwinden. Eine nähere Beschäftigung mit der Literatur im Umfeld der Resilienz-forschung und -anwendung zeigt jedoch, dass in diesem Begriff eine Reihe von Unsicherheiten und Mehrdeutigkeiten stecken.

Resilienz: Bemerkungen zum Begriff

Der Resilienzbegriff ist in der Psychologie eng mit dem Thema der Kinderarmut verknüpft. In einer wegweisenden Studie in den 1970ern untersuchte Emmy Werner die Entwicklung von Kindern aus armen, sozial schwachen Familien auf der Hawaii-Insel Kauai mit dem Ergebnis, dass sich ungefähr ein Drittel davon trotz erheblicher biologischer und sozialer Risikofaktoren positiv entwickelte, d.h. zu „leistungsfähigen und stabilen Persönlichkeiten“ (Werner 2007, S. 25). Diese Personen wurden von Werner *resilient* genannt. Durch weitere Forschung zu dem Thema wuchs die Erkenntnis, dass Resilienz nicht allein als angeborene Eigenschaft verstanden werden kann, weil sich bei der weiteren Untersuchung der resilienten Personen gezeigt

hatte, dass ihre Entwicklung durch ein Zusammenspiel mehrerer Faktoren (Zander 2010) begünstigt wurde, etwa durch positive Vorbilder oder fürsorgliche Bezugspersonen.

Aufbauend auf Werners Ergebnissen wird Resilienz häufig als eine „psychische Widerstandskraft“ dargestellt, die es möglich macht, trotz „biologischer, psychologischer oder sozialer Entwicklungsrisiken“ eine „gesunde Entwicklung“ bzw. eine „positive Anpassungsfähigkeit“ an den Tag zu legen (Zander 2008, S. 18). Andere Resilienzforscher sprechen eher von „Elastizität“, „Funktionsfähigkeit“ oder „Robustheit“ (Zander 2010, S. 19).

Diese erste begriffliche Annäherung zeigt bereits ein Grundproblem, wenn man die Resilienzdebatte aus der disziplinären Umgebung der Psychologie herauslöst. So gibt es bei Resilienz inhaltlich keinen kontextunabhängigen Begriffskern. Viele der verwendeten Begrifflichkeiten für die Zielsetzungen von Resilienz sind zudem vage und vieldeutig, wenn man sie in einen weiteren – etwa gesellschaftspolitischen Zusammenhang – stellt. Was bedeutet eine „gesunde Entwicklung“? Was sind die Kriterien, um zu beurteilen, wann ein Mensch „funktioniert“? Dies ist ein Ansatzpunkt, wo philosophische Analyse und normative Theoriearbeit zum Einsatz kommen müssen.

Der Resilienzbegriff spielt in der Philosophie bisher noch keine große Rolle. Jedoch kann mittels der philosophischen Methodik eine systematische, begriffliche Analyse durchgeführt werden, um notwendige und hinreichende Bedingungen zu analysieren, wann einem Individuum „Resilienz“ zugeschrieben wird und wann nicht. Eine entsprechende Systematik findet sich in der Resilienzdefinition der Psychologin Corinna Wustmann (2004). Sie formuliert folgende Resilienzbedingungen:

- a. Es muss eine signifikante Bedrohung bzw. ein Risiko für die Entwicklung des Kindes vorliegen.

- b. Es muss eine erfolgreiche Bewältigung der Bedrohung bzw. des Risikos erfolgen.

Vorteilhaft ist, dass diese Definition dem Umstand Rechnung trägt, dass es sich bei Resilienz streng genommen um das *Ergebnis* eines Prozesses handelt. Das bedeutet, dass man Resilienz in strengem Sinn erst *ex post* zuschreiben kann. So wurde Resilienz in Werners Studie erst dann als gesichert angesehen, wenn die Kinder sich zu selbstständigen Erwachsenen entwickelt haben. Insofern können wir von Resilienz als *Erfolgsbegriff* sprechen, im Gegensatz zu *Resilienzpotalential* bzw. *Resilienzfaktoren* als prozessuale Konzepte, die die Chance auf Resilienz erhöhen.

Wustmanns Definition bezieht sich, das muss man anmerken, auf das Kind als Individuum, weswegen sie als Einstieg für die gegenwärtige Diskussion passt. Dennoch ist es gerade bei Kindern in hohem Maß so, dass ihre (erfolgreiche) Entwicklung wesentlich von ihrem familiären und gesellschaftlichen Umfeld abhängig ist. In der Resilienzforschung wird daher auch betont, dass sich Resilienz in der Regel als ein Ergebnis eines Interaktionsprozesses zwischen Individuum und seiner Umwelt einstellt (Zander 2010), also mit den familiären, politischen und sozialen Gegebenheiten. Was so gut wie nicht thematisiert wird, ist die Frage der Resilienz des Systems selbst und wie es mit der Resilienz eines Individuums interagiert.⁴ Das Problem, wie so eine Interaktion vonstattengeht, kann hier nicht erörtert werden. Jedoch ist der Hinweis auf die soziale Komponente von Resilienz durchaus in anderer Hinsicht wichtig: Es ist eine normative Frage, wie diese sozialen und politischen Komponenten

4 In der Ökologie und Nachhaltigkeitsforschung werden beispielsweise die Resilienz von Sozial- und Ökosystemen untersucht, um die Erfolgskriterien und mögliche Störfaktoren für Systeme zu identifizieren (z.B. Walker 2014)

von staatlicher Seite gestaltet werden sollten. Meine These ist, dass es eine normative Forderung gibt, Resilienz aus Gründen sozialer Gerechtigkeit zu fördern. Mehr noch, Resilienz selbst wird damit auch inhaltlich gestaltet, also normativ gefasst. Resilienz wird so, wie ich im Folgenden durch Verschränkung des Resilienzdiskurses mit dem CA zeigen will, zu einem fundamental normativen Begriff.

Der Capability-Ansatz als Basis zur Resilienzförderung bei armen Kindern

In einem der wenigen Beiträge zu den Verbindungen zwischen Resilienzdiskussion und CA bemerkt die Armutsforscherin Margarete Zander, dass die beiden Ansätze verblüffende Parallelen aufweisen. Insbesondere liegt der sozialpädagogischen *Resilienzförderung* eine ähnliche *normative* Idee zugrunde wie dem CA:

„Beide rücken die menschliche Fähigkeit, das eigene Leben – auch unter schwierigen Bedingungen – zu meistern, in den Mittelpunkt der Betrachtung. Verbindend ist die Grundidee, dass es primäre Aufgabe einer humanen Gesellschaft sei, allen Mitgliedern jene materiellen und immateriellen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, die sie benötigen, um die ihnen innewohnenden Potenziale und Fähigkeiten entfalten und ihr Leben ‚glücklich‘ oder – wie manche es apostrophieren – ‚erfolgreich‘ meistern zu können.“ (Zander 2013, S. 201)

Damit beschreibt Zander den „Charme“ der beiden Ansätze recht treffend. Dieser besteht darin, dass der Fokus bei beiden darauf liegt, einen Menschen mit den Voraussetzungen auszustatten, die er braucht, um sein Leben selbstbestimmt zu führen. Die Ansätze verabschieden sich damit von der defizitorien-

tierten Perspektive, die Psychologie, Medizin und Soziale Arbeit lange eingenommen haben, indem sie sich auf die Beseitigung von Krankheit und anderen „Störungen“ konzentriert haben (Zander 2008). Abgesehen davon gibt es weitere Verbindungslinien und Ergänzungen zwischen den beiden Ansätzen, die auf Synergieeffekte in Theorie und Praxis hoffen lassen. Ich verorte die Berührungspunkte in den folgenden drei Bereichen.

1. Resilienz als Handlungsfähigkeit im Sinn des CA

Obwohl „capability“ nicht dem deutschen Terminus der „Fähigkeit“ entspricht, steht die Grundidee des CA in einem engen Zusammenhang zu Wustmanns o.g. Idee von „Bewältigungsfähigkeit“, da *capabilities* grundlegend auf zwei Arten mit dem Konzept von *Handlungsfähigkeit (agency)* verbunden sind. Zum einen verkörpert diese die normative Vorstellung von einem guten Leben, die dem CA zugrunde liegt: Ein gutes Leben ist aus Sicht des CA ein substantiell selbstbestimmtes Leben. Daher ist der Besitz von *capabilities* wünschenswert. *Capabilities* stellen den Bewertungsraum dar, um zu beurteilen, ob es einem Menschen bzw. einer Gesellschaft gut geht, insofern er *handlungsfähig* ist. Zweitens sind *capabilities* die Grundlage für die individuelle und soziale Wirksamkeit des Menschen (Sen 1999b). Mehr Freiheit vergrößert laut Sen auch die Fähigkeit der Menschen, sich selbst zu helfen und auch Einfluss auf die Welt zu nehmen. Sen spricht hier davon, dass ein Mensch in dieser Weise eben ein „agent“ (ebenda, S. 19) ist, d.h. „handlungsfähig“: „someone who acts and brings about change, and whose achievements can be judged in terms of her own values and objectives“ (ebenda). So verstanden, ist ein Teil der Handlungsfähigkeit in *Selbstwirksamkeit* zu sehen – ein Faktor, der in der Psychologie als zentral für die Entwicklung von Resili-

enz genannt wird. Die Überzeugung, tatsächlich effektiv zu sein (Osterndorff S. 227), führt wiederum zu der Gewissheit, man sei fähig, solche Handlungen gut planen und ausführen zu können, die geeignet sind, um zukünftige Situationen zu meistern. Der handlungsfähige Mensch, wie ihn Sen beschreibt, muss also genau diese Art von Überzeugung besitzen, denn ohne sie wird er seine Ziele schlechter oder gar nicht erreichen können.

Umgekehrt braucht es die tatsächlichen Möglichkeiten, also die *capabilities*, für einen Menschen, damit er eine gefestigte Überzeugung der Selbstwirksamkeit erwerben kann. In seiner Beschreibung der Parallelen zwischen *capabilities* und Selbstwirksamkeit untermauert Matthias Grundmann (2008) dies mit dem empirischen Ergebnis, dass Kinder, die ihre Handlungsbefähigung im Lichte alternativer Handlungsspielräume erproben können, sich als wirksamer erleben als solche, die diese nicht haben.

Insofern kann man hier ein konzeptuelles Wechselspiel zwischen CA und Resilienzdebatte beobachten. Einerseits kann die Resilienzdebatte dazu dienen, die psychologischen und sozialen Aspekte, die auf die Handlungsfähigkeit einwirken, detaillierter zu analysieren. Diese Diskussion wird im CA aber noch nicht häufig geführt.⁵ Mit Hilfe des CA kann andererseits die normative Seite des Resilienzbegriffs für den Kontext der Kinderarmutsdebatte ausgefüllt werden. So wird nicht nur betont, dass ein resilienter Mensch auch über Selbstbestimmung und Selbstwirksamkeit verfügen muss. Zudem beinhaltet die Forderung nach Unterstützung von Selbstbestimmung von Kindern auch, dass die Definitionsmacht über das eigene Leben so weit als möglich beim Kind belassen wird, das als aktives Wesen angesehen wird. Der CA hilft damit bei der Beantwortung von zwei

5 Ausnahmen bilden die Arbeiten von Grundmann, Ostendorff und Ziegler.

grundsätzlichen Fragen, die in der Resilienzdiskussion häufig unbeantwortet bleiben, nämlich „Wer also definiert das Ziel?“ und „[Wer] bewertet das Ergebnis von Resilienzförderung?“ (Zander 2013 S. 211).

Drei Probleme sind in dieser Annäherung von Resilienz und CA allerdings zu beachten. Zum einen sind die Grundideen der beiden Debatten ähnlich, nicht aber die Konzepte der *capabilities* und der Resilienz. Wie oben dargelegt, ist Resilienz ein Erfolgs- und Resultatsbegriff, während der CA aber auf das Mögliche und die Ausgangslage fokussiert. Insofern sind *capabilities* konzeptuell in der Nähe bestimmter Schutzfaktoren anzusiedeln. Resilienz als erreichtes Ergebnis fällt unter das, was Sen die „achieved functionings“ nennt. Zweitens wird die Diskussion von Resilienz in der Psychologie häufig auf das Individuum beschränkt. Für die sozialpädagogische und philosophische Sicht, um die es in diesem Beitrag geht, ist dies aber zu kurz gegriffen, da, wie bereits angedeutet, Umfeld und Gesellschaft starken Einfluss auf Kind *und* Praktiker ausüben. Drittens ist durch die Verortung des normativen Ziels von Resilienzförderung in der Handlungsfähigkeit nur partiell etwas darüber ausgesagt, welche Formen von Resilienz positiv sind. Daher gilt es zwischen negativen und positiven *capabilities* zu unterscheiden. Diese Frage geht allgemein an die Capability-Forschung und kann hier nur teilweise bearbeitet werden. Festgehalten werden sollte, dass der CA nur eine partiell evaluative Perspektive auf das (gute) Leben liefert. Wie Zander in dem o.g. Zitat treffend formuliert, macht diese Perspektive Aussagen, welche Aspekte des menschlichen Lebens der Staat und die Gesellschaft unterstützen sollte – nämlich „Potenziale“ und „Fähigkeiten“. Welche Potenziale dies legitimerweise sind, also was positive *capabilities* sind, muss im demokratischen Verfahren festgelegt werden (Sen 2010). Wie dieses genauer

auszugestalten ist, erfordert eine detailliertere Untersuchung, die hier nicht mehr unternommen werden kann. Wichtig ist jedoch, dass das betroffene Individuum, hier also das Kind, in die Definition und Ausgestaltung der *capabilities* von Beginn an als Teilnehmer einbezogen wird (Robeyns 2005). Indem sie dies als grundlegend ausweist, macht Sens Version des CA meiner Ansicht nach den ersten Schritt, um gute Resilienz auszuzeichnen. Da es nicht allein um die Förderung irgendwelcher *capabilities* des Einzelnen geht, sondern, wie in 3. weiter diskutiert wird, um diejenigen *capabilities*, die demokratisch bestimmt wurden und in den Bereich von Ansprüchen sozialer Gerechtigkeit fallen. Diese drei Fragen werde ich im Folgenden diskutieren.

2. Armut als Risiko – Armut als Mangel an capabilities

Mittlerweile ist man sich sowohl in Forschung als auch in der Politik bewusst, dass Armut nicht nur die materielle Seite des Wohlergehens eines Kindes beeinträchtigt, sondern auch bedeutende Auswirkungen auf die immateriellen Aspekte des Lebens eines Kindes ebenso wie das emotionale Erleben oder soziale Beziehungen hat. Es scheint damit plausibel, Armut als eine Art Bedrohung bzw. ein Risiko im Sinne der o.g. Resilienzbedingung von Wustmann einzustufen. Aus dem Resilienzdiskurs allein ergibt sich diese Diagnose jedoch nicht, da daraus nicht klar wird, in welchen Bereichen Armut ein Risiko darstellt. Zudem legt die psychologische Literatur ihren Fokus meist nur auf das Individuum (Zander 2010). Dies bleibt aber diagnostisch unbefriedigend, weil damit viele Bereiche, in denen Armut eine Beeinträchtigung darstellen kann, ausgeblendet werden und somit keine Präventionskonzepte entwickelt werden können. Es ist damit noch nicht einmal gesagt, warum und wie stark Armut negativ zu bewerten ist. Zudem gerät man

ohne plausible Armutskonzeption in die Gefahr, ein pauschales Urteil über Einschränkungen durch Armut zu fällen, das die häufig stark verschiedenen Lebenssituationen der Betroffenen wenig berücksichtigt. Das Sprichwort „Armut hat viele Gesichter“ sollte durchaus ernst genommen werden, denn Kinder und ihre Familien gehen auf unterschiedliche Weise mit den mit Armut verbundenen Einschränkungen um.

Zander (2010, 2013) bezieht sich in ihrer Untersuchung von Kinderarmut und deren Folgen auf eine Version des sog. „Lebenslagen“-Ansatzes, der auch in den Armuts- und Reichtumsberichten der Bundesregierung (z.B. BMAS 2001) eine zentrale Rolle spielt. Der Ansatz diagnostiziert Armut als eine multidimensionale „Lebenslage“, bei der Unterversorgung in verschiedenen Lebensbereichen wie Einkommen, Erwerbsarbeit, Wohnen, Gesundheit, Bildung sowie sozialer und kultureller Teilhabe vorliegt (Böhnisch/Schefold 1985). Dabei soll ausgehend von der Perspektive des betroffenen Individuums auch in den Blick genommen werden, welche gesellschaftlichen „Möglichkeiten der [...] Bewältigung von Lebensproblemen“ dieses Individuum hat (ebenda S. 89).

Das Lebenslagenkonzept formuliert eine plausible Grundlage, weil es auf verschiedenen Ebenen die negativen Auswirkungen von Armut zu erfassen sucht. Zudem vermag der Ansatz eine wichtige Ergänzung zu der nach Sens eigener Einschätzung „unterbestimmten“ Perspektive des CA zu liefern, weil er zentrale, wertvolle Dimensionen benennt, von denen ein Mensch immerhin einen Mindeststandard besitzen muss, damit man von einem adäquat guten Leben sprechen kann. Beispielsweise zeigt er die Wichtigkeit von sozialer Teilhabe auf und verweist umgekehrt darauf, dass es der Mangel an sozialer Anerkennung ist, an dem viele Arme mitunter am meisten leiden (Zander 2008).

Die Idee der Lebenslage weist starke Parallelen zum Konzept der *capabilities* auf (Leßmann 2006), da in beiden Ansätzen Armut gleichermaßen als multidimensional einschränkender Zustand aufgefasst wird. Zudem bietet der Lebenslagenansatz eine hilfreiche Unterstützung zur inhaltlichen Ausfüllung des CA, indem er wertvolle Lebensdimensionen identifiziert. Wenn man also beide Ansätze zusammen betrachtet, kann man plausibel machen, warum Armut ein weitreichendes Problem für Menschen ist: Sie beraubt Menschen und vor allem Kinder in vielen Dimensionen des menschlichen Lebens ihrer *capabilities* und der Chancen, solche zu entwickeln.

Ein Vorteil, Armut als Einschränkung von *capabilities* und nicht nur als Lebenslage zu erfassen, liegt darin, dass der CA die Pluralität der Lebensentwürfe armer Menschen sehr überzeugend einfängt und damit auch die Unterschiede im Umgang mit niedrigem Einkommen. So ist vorstellbar, dass Kinder, deren Familien materiell stark eingeschränkt sind, weil die Eltern sich z.B. für eine alternative Lebensweise entschieden haben, dennoch ein gutes Leben führen, wenn ihre Individualität respektiert wird, ihre sozialen Beziehungen und ihre Bildungschancen gefördert werden. Umgekehrt kann es durchaus sein, dass ein Kind „auf dem Papier“ nicht als arm erscheint, weil das Familieneinkommen moderat ist und es in den vom Lebenslagenansatz beschriebenen Bereichen nicht unbedingt unterversorgt ist. Dennoch ist möglich, dass es zum Beispiel aufgrund einer Behinderung oder Krankheit des Kindes oder eines Elternteils, aufgrund von Diskriminierung oder einem sozial repressivem Umfeld zu starke Einschränkungen gibt, diese Möglichkeiten tatsächlich zu nutzen.

Der CA stellt damit eine überzeugende normative Grundlage dar, um Armut als Risiko für das Wohlergehen und die Entwicklung von Kindern zu kennzeichnen – ein Risiko, das

von staatlicher Seite zu bekämpfen ist. Der psychologische und sozialpädagogische Resilienzbegriff täte daher meiner Ansicht nach gut daran, die Ergebnisse aus der empirischen Armutsforschung wie sie der Lebenslagenansatz und der CA anbieten, stärker einzuarbeiten. Bei der Untersuchung von Resilienz sollte daher nicht nur auf individuelle Fähigkeiten eingegangen werden; ebenso gewichtig sind die sozialen Strukturen und Institutionen sozialer Gerechtigkeit, die das Individuum umgeben. Letzteres werde ich im Folgenden weiter vertiefen.

3. *Soziale Gerechtigkeit: capabilities als Voraussetzung für nachhaltige Resilienz*

Resilienzförderung kann Armut nicht verhindern, denn sie setzt in Gestalt von Sozialpolitik und Sozialpädagogik erst dann an, wenn das Armutsrisiko bereits eingetreten ist. Um dies zu erreichen, zielt die Resilienzarbeit darauf ab, sog. „Schutzfaktoren“ (Werner 2007) beim Kind zu stärken. Wie diese Faktoren im Detail zu definieren sind, ist in der Diskussion umstritten. Generell kann aber aufgrund von Werners wegweisender Unterscheidung von *personalen und sozialen Schutzfaktoren* ausgegangen werden (ebenda). Erstere umfassen vor allem Kommunikations- und Problemlösefähigkeiten, ebenso die Fähigkeiten, zielgerichtet zu handeln und Stress zu bewältigen – also im Grunde viele Voraussetzungen der o.g. Handlungsfähigkeit. Als wichtigste soziale Schutzfaktoren sind eine enge Bindung an stabile Bezugspersonen, klare Regeln innerhalb der Familie und emotionale Unterstützung zu nennen (Zander 2013). Ebenso tragen diese zur Unterstützung und Ausbildung von Handlungsfähigkeit im Sinne des CA bei, da *capabilities* zu einem großen Teil sozial konstruiert sind (denn viele Konversionsfaktoren sind durch den sozialen-öffentlichen Bereich geschaffen oder werden zu-

mindest davon beeinflusst). Daher sollte der CA die Förderung von Schutzfaktoren befürworten bzw. sogar empfehlen.

Diese Rolle von *capabilities* in der Unterstützung von Schutzfaktoren weist auf eine letzte grundlegende Verbindung zwischen Resilienz- und Capability-Ansatz hin, welche Zander als die hauptsächliche Schnittstelle begreift, obwohl dies zunächst paradox anmutet. Resilienzförderung kann keine sog. „Primärprävention“ liefern, die Armut langfristig verhindert und die das Ziel der Herstellung von sozialer Gerechtigkeit zu sein scheint (Zander 2008): wenn man anstrebt, dass idealerweise die strukturellen Ursachen von Armut bekämpft werden, sollen die negativen Armutsfolgen dadurch möglichst vermieden werden. Folglich aber wäre Resilienz nicht mehr nötig, da das Risiko der Armut aus dem Weg geräumt wäre. Was der CA also ideal fordern würde, wäre eine Welt ohne Armut, eine Welt ohne die Notwendigkeit für Resilienz. Wenn dieser ideale Zustand erreicht ist bzw. erreichbar wäre, dann würde Resilienzförderung als Armutsprävention in den Hintergrund treten. Die Gerechtigkeitsperspektive des CA richtet sich jedoch nicht auf Schaffung von – in der Ferne liegenden – idealen Zuständen, sondern nimmt die Beseitigung von realen, gegenwärtigen Ungerechtigkeiten in den Blick (Sen 2010). Dies bedeutet, dass er von nichtidealen Umständen ausgeht, in denen Individuen leben und die es durch Capability-Förderung zu verbessern gilt. Dafür benötigt man die gerechtigkeitsrelevanten Voraussetzungen. Resilienzförderung ist in diesem Sinn eine „zweitbeste“ Lösung, wenn die Umstände nicht ideal sind. Wie Zander (2008) es ausdrückt: Sie ist ein Mittel der *sekundäre Armutsprävention*, die die Folgen eines Risikos zu vermeiden oder zumindest zu reduzieren sucht.

Der CA liefert somit eine Idee von sozialer Gerechtigkeit, im Rahmen derer er fordert, dass jedem Individuum die *capa-*

bilities zur Verfügung gestellt werden sollen, die es benötigt, ein Leben zu führen, das es mit guten Gründen wertschätzen kann. Grundlage dafür ist die Bereitstellung eines adäquaten *capability sets* als Voraussetzung, um zwischen realisierbaren Lebensentwürfen wählen zu können.

Der Begriff „realisierbar“ hat hier eine große Brisanz, da er impliziert, dass die *capabilities* nicht nur formal bestehen dürfen, sondern der Betroffene diese auch echt nutzen kann bzw. dass er den Inhalt dieser Verwirklichungschancen durch Partizipation selbst ausfüllt. Wie in 2. dargelegt, sind arme Kinder besonders darin eingeschränkt, aktuelle und zukünftige *functionings* zu verwirklichen, d.h., es steht ihnen kein adäquates *capability set* zur Verfügung. Daher sind der Staat und die Gesellschaft dazu verpflichtet, die Kinder in die Lage zu versetzen, *capabilities* zu besitzen und daraus *functionings* auszuwählen, die sie wertschätzen können.

Zander (2013) merkt hier an, dass es aber im Einzelfall nicht ausreichen könnte, armen Kindern *potentielle* Verwirklichungschancen zur Verfügung zu stellen, da ihre Situation so risikobehaftet sein könnte, dass der Mangel an *capabilities von ihnen selbst* kaum „ausgeglichen“ werden kann. Daher sei Resilienzförderung nötig, um Kindern den „Zugang zu Schutzfaktoren“ (ebenda S. 222) zu ermöglichen, den sie allein nicht herstellen können. Zander ist meiner Ansicht nach auf der richtigen Spur, wenn sie daraus schließt, dass Resilienzförderung den gesellschaftspolitischen Anspruch des CA umsetzt, indem sie ein Subjekt in die Lage versetzt, dass *potentielle capabilities* auch tatsächlich realisiert werden können. Jedoch ist ihre Analyse des CA hier zu ungenau, was die Verbindung zwischen Resilienz und CA loser erscheinen lässt, als sie meiner Ansicht nach ist. Wie oben dargelegt, besteht im CA die Voraussetzung von Handlungsfähigkeit im echten und nicht nur hypotheti-

schen Zugang zu verschiedenen, wertvollen *functionings*. Das zeigt sich darin, dass nicht nur Ressourcen oder Recht formal zur Verfügung gestellt werden sollen, sondern gerade auf die Konversionsfaktoren der jeweiligen Individuen geachtet werden muss. Das ist aus meiner Sicht so zu lesen, dass die Sicherstellung von Realisierungsmöglichkeiten in der Bereitstellung von *capabilities* bereits mitgedacht ist; ansonsten würde der CA in einen erweiterten Ressourcenansatz kollabieren. Eine echte Förderung von Schutzfaktoren im Sinne des CA darf eben nicht bei der formalen Bereitstellung von Faktoren wie z.B. Bildungsmöglichkeiten oder dem Angebot von therapeutischer Betreuung stehen bleiben. Sie steht vielmehr vor der schwierigen Aufgabe, sicherzustellen, dass Kinder tatsächlich in ihrem individuellen Kontext in der Lage sind, die von ihnen definierten Lebensziele real wahrzunehmen.

Resilienzförderung spielt genau dabei aus meiner Sicht eine wichtige Rolle, diese Realisierung und den Zugang zu tatsächlichen Verwirklichungschancen zu sichern. Sie bietet durch ihr umfassendes Werkzeug an Begriffen und Handlungskonzepten eine wert- und sinnvolle Ergänzung dazu, wie man die Gerechtigkeitsvorstellung des CA in der Praxis umsetzen kann, zumindest im Kontext der Armutsforschung, wo es schwierig scheint, tatsächliche Zugangsmöglichkeiten dauerhaft zu sichern. Insofern besteht hier ein signifikanter Synergieeffekt zwischen dem Resilienz- und dem Capability-Ansatz.

Die Sicherstellung von Konversion kann es jedoch in der Praxis mit sich bringen, dass eine Herstellung von *capabilities* in einzelnen Bereichen mit der Förderung von *functionings* zusammenfällt. Gerade in dem von Sen identifizierten Bereich der „basic capabilities“ (Sen 1980), in denen man z.B. Grundbedürfnisse nach Nahrung und Unterkunft verortet, wird man, je jünger das Kind ist, das Erreichen der jeweiligen *functionings*

fördern, damit eine ganze Reihe von zukünftigen *capabilities* gewahrt werden kann. Wie dieses Paternalismusproblem im Detail zu lösen ist, kann an dieser Stelle nicht mehr erörtert werden. Wichtig ist jedoch als erster Schritt, sich beim Einsatz des CA in der sozialen Arbeit dieser Schwierigkeit bewusst zu sein und – so wie es Sen fordert – den Betroffenen die Partizipation so weit als möglich zu sichern. Auf diese Weise ist, denke ich, die Gefahr eines harten, ungerechtfertigten Paternalismus weitgehend gebannt (Nussbaum 2001).

Es gibt jedoch noch eine weitere kritische Angelegenheit, die am Konzept der Resilienzförderung auf Basis des CA nicht missverstanden werden sollte. Obwohl in der Praxis viel Arbeit mit den betroffenen Individuen nötig ist, geht es nicht darum, Individuen gegen alle Widrigkeiten und Risiken zu stärken oder sie gerade durch die Konfrontation mit diesen „härter“ zu machen. Das würde implizieren, dass die Gesellschaft und Politik aus der Verantwortung genommen werden kann, diese Widrigkeiten grundlegend zu bekämpfen. Ganz im Gegenteil, durch die Verschränkung des Resilienzansatzes mit dem CA sollte klar geworden sein, dass eine positive Form von Resilienz nur dann zustande kommen kann, wenn das Individuum durch Resilienzförderung echten Zugang zu wertvollen, gesellschaftlich gebildeten Chancen bekommen kann und an einer gerechten Gesellschaft als handlungsfähiges Individuum teilzunehmen vermag. Nur so wird Resilienz nachhaltig gefördert, so dass die Effekte der Förderung sogar nachwirkend im Sinne einer *tertiären* Prävention von Armut sein können, um zu verhindern, dass sich diese über die nächsten Generationen verstetigt (Zander 2008). Gibt es diese gesellschaftliche Unterstützung nicht, kann man zwar von individuell entwickelter Stärke oder Widerstandskraft sprechen, die dem Einzelnen in der Situation nützt,

weil sie ihm vielleicht sogar das Leben rettet. Sie taugt jedoch nicht als normative Richtschnur für die Armutsprävention.

Fazit

Ist Katniss Everdeen nun resilient? In dem hier vorgestellten Sinn von Resilienz ist sie es nicht. Der Grund ist weniger bei ihr selbst zu suchen als in der Gesellschaft, in der sie lebt, die ihr kaum die Bedingungen für eine positive Handlungsfähigkeit zur Verfügung stellt. Dies heißt nicht, dass Menschen, die unter widrigsten Bedingungen überleben und Großes leisten, weniger Bewunderung verdienen. Ganz im Gegenteil, sie tun ihr Bestes unter sehr belastenden Umständen. Dennoch fehlt ihnen ein wichtiger Faktor, um dauerhaft gegen Krisen und (nicht nur negative) Herausforderungen des Lebens gewappnet zu sein, nämlich die von der Gesellschaft geleistete Unterstützung.

Drei Ergebnisse meines Beitrags möchte ich als Impulse für eine weitere Diskussion von Normativität, CA und Resilienz festhalten.

1. Die Zielsetzung der Resilienzförderung muss in einem sozialpädagogischen und politischen Kontext wie der Kinderarmut durch eine *normative Leitidee* vorgegeben werden. Erst wenn wir verstehen, was Kindeswohl bedeutet, können wir erörtern, was dieses fördert bzw. erhält. So kann der CA, zumindest für einen Krisenkontext wie den der Kinderarmut, eine normative Fundierung von praktischer Resilienzförderung liefern, indem er deren gesellschaftspolitische Seite ausfüllt und Ansprüche auf die Förderung bestimmter *capabilities* von Einzelnen erhebt. Wie genau der Zusammenhang zwischen der Konzeption von Schutzfaktoren und *capabilities* ist, ist eine Problematik, die einer weiteren Untersuchung bedarf, die sich

- der Herausforderung stellen muss, zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu vermitteln.
2. Resilienzförderung kann nicht bedeuten, nur das Individuum widerstandsfähig zu machen, ohne die Gesellschaft und Politik in die Pflicht zu nehmen. Eine ganze Reihe gesellschaftlicher Haltungen gegenüber den Mitbestimmungsrechten von Kindern, ihrem Anspruch auf soziale Sicherheit und ihrer Anerkennung als handelnde Wesen sind in der Realität noch weit entfernt von dem partizipativen Bild, das dieser Beitrag unterstützen möchte. Resilienzförderung soll sich also nicht allein auf die Fähigkeiten des Individuums stützen. Gefordert ist es vielmehr, auch den sozialen und politischen Kontext dabei einzubeziehen – aus Gründen der Effektivität und der sozialen Gerechtigkeit.
 3. Die Förderung von Resilienz kann in der Praxis weitere diffizile Fragen der Ethik aufwerfen. Wenn bestimmte Möglichkeiten für Kinder realisierbar gemacht werden sollen, kann es sein, dass man auf die tatsächliche Wahrnehmung der *capabilities* achten muss, also das Erreichen bestimmter *functionings*. Daraus kann im Einzelfall ein Konflikt zwischen der Freiheit des Kindes bzw. seiner Familie und der Sorge um das Kindeswohl entstehen. Diese ethisch durchaus problematische Frage konnte in diesem Beitrag nur angedeutet, aber nicht gelöst werden.

Literatur

- Biggeri, M., J. Ballet, und F. Comim. 2011. *Children and the Capability Approach*. London: Palgrave Macmillan.
- Böhnisch, L./Schefold, W. (1985): Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigung an den Grenzen der Wohlfahrtsgeellschaft. Weinheim und München: Beltz Juventa.

- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) 2001. Lebenslagen in Deutschland. Der erste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, www.kinderumweltgesundheit.de/index2/pdf/gbe/6017_1.pdf (zugegriffen am 10.11.2014).
- Collins, S. 2012. *Die Tribute von Panem – Band 1*, Hamburg: Oetinger.
- Graf, G./Babic, B./Castro, O. G. Der Capability-Ansatz als Ansatz zur Stärkung der Adressatenperspektive in der Kinder- und Jugendhilfe. *Der Capability Approach und seine Anwendung: Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen erkennen und fördern*, hg. von Graf, G./Kapferer, E./Sedmak, C., 177–200. Wiesbaden: VS Verlag.
- Grundmann, M. 2008. Handlungsbefähigung – eine sozialisationstheoretische Perspektive, Springer, Wiesbaden.
- Leßmann, O. 2006. Lebenslagen und Verwirklichungschancen (capability) – verschiedene Wurzeln, ähnliche Konzepte. *Vierteljahresshefte zur Wirtschaftsforschung*, Heft 1, 30–42.
- Leßmann, O. 2011. Verwirklichungschancen und Entscheidungskompetenz. *Der Capability-Approach in sozialwissenschaftlichen Kontexten*, hg. von Sedmak, C./Babic B./Bauer R./Posch C., 53–73. Wiesbaden: VS Verlag.
- Leßmann, O./Otto, H. U./Ziegler, H. 2011. *Closing the Capabilities Gap: Renegotiating Social Justice for the Young*. Hamburg: Barbara Budrich Verlag.
- Levold, Tom. 2006. „Metaphern der Resilienz“. *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*, hg. von Welter-Enderlin, R./Hildenbrand B., 230–54. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.
- Nussbaum, M.C. 2001. *Women and Human Development: The Capabilities Approach, The John Robert Seeley lectures*. Cambridge UK: Cambridge University Press.
- Nussbaum, M.C. 2001. *Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership*. Cambridge USA: Belknap Press.
- Osterndorff, G. 2013. Selbstwirksamkeitsmessung in der Kinder- und Jugendhilfe. *Der Capability Approach und seine Anwendung: Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen erkennen und fördern*, hg. von Graf, G., Kapferer, E., Sedmak, C., 227–43. Wiesbaden: VS Verlag.
- Robeyns, I. 2005. Selecting Capabilities for Quality of Life Measurement – Springer. *Social Indicators Research* 74: 191–215.

- Sen, A. 1980. Equality of What? *Tanner Lectures on Human Values*, hg. von McMurrin, S. M., Cambridge: Cambridge University Press.
- Sen, A. 1992. *Inequality Reexamined*. Oxford: Oxford University Press.
- Sen, A. 1993. Capability and Well-being. *The Quality of Life*, hg. von Nussbaum M.C./Sen A., 30–53, Oxford: Oxford University Press.
- Sen, A. 1999a. *Commodities and Capabilities*. Oxford: Oxford University Press.
- Sen, A. 1999b. *Development as Freedom*. Oxford: Oxford University Press.
- Sen, Amartya. 2010. *The Idea of Justice*. London: Penguin.
- Walker B., Resilience, www.resalliance.org/index.php/resilience (zugriffen am 10.11.2014).
- Werner E. 2007 Resilienz – ein Überblick über internationale Längsschnittstudien. *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*, hg. von Opp G./Fingerle M., 2. Auflage, 311–326. München: Reinhardt.
- Wustmann, C. 2004. *Resilienz – Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern*, Weinheim: Cornelsen.
- Zander, M. 2010. *Armes Kind – Starkes Kind? Die Chance der Resilienz*, 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag
- Zander, M. 2013 . Entwicklungsrisiko Armut – Wo liegt der Ausweg? Die Verheißungen des Capabilities- und Resilienzansatzes. *Der Capability Approach und seine Anwendung: Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen erkennen und fördern*, hg. Von Graf, G./Kapferer, E./Sedmak, C., 201–26. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ziegler, H. 2011. Soziale Arbeit und das gute Leben – Capabilities als sozialpädagogische Kategorie. *Der Capability-Ansatz in sozialwissenschaftlichen Kontexten*, hg. Von Sedmak, C./Babic B./Bauer R./Posch C., 117–37. Wiesbaden: VS Verlag.